



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

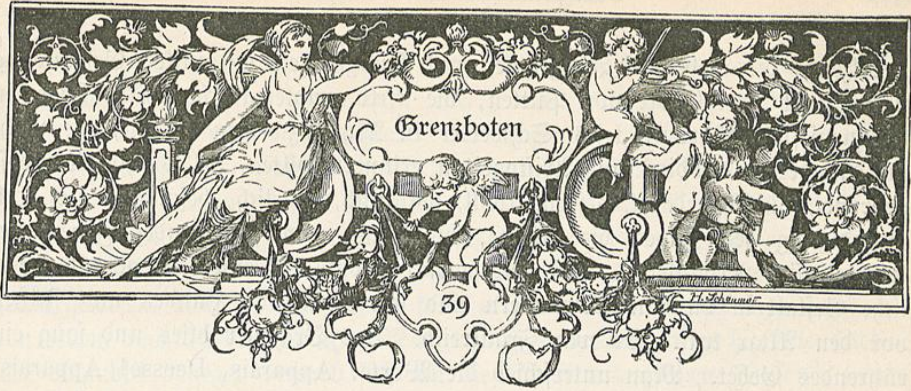
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom politischen Theater in Paris

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Vom politischen Theater in Paris



vor einigen Tagen fand im Pariser Industriepalast eine großartige Festlichkeit statt, die im Hinblick auf den immerhin noch möglichen für die Republik ungünstigen Ausfall der nahe bevorstehenden Wahlen (wir schreiben am Vorabend derselben), auf die sie freilich zu Gunsten des jetzt Bestehenden einwirken sollte, an das Gebot erinnerte: Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben. Es war eine szenische und musikalische Feier, mit der eine Art Vergötterung oder Verhimmelung der Republik beabsichtigt war, und deren Mittelpunkt eine Triumphode bildete, die eine bisher unbekannte Madame Augusta Holmes geliefert hatte. Veranstalter des Festes war der Pariser Stadtrat, der die Dichtung und die Komposition bestellt und bezahlt, die zu ihrer Aufführung erforderlichen Musiker und Schauspieler besorgt und die Ausstattung der Bühne beschafft hatte, auf der sie sich abspielten. Die Bühne zeigte zwischen den Seitenvorhängen ein Panorama Frankreichs mit seinen Städten, Dörfern und Wäldern und im Osten die Vogesengrenze, hinter deren Bergen, zwar unsichtbar, aber grimmig und neidisch, der Erbfeind lauerte — neidisch besonders, als unter den Klängen des Orchesters der große symbolische Triumphzug sich auf den Altar des Vaterlandes im Mittelgrunde zu bewegte, der von Baum- und Blattpflanzenschmuck umgeben war und auf dem, verhüllt mit einem dreifarbigem Schleier, eine geheimnisvolle Figur stand. Zuerst kamen rebenbekränzte Winzer, dann Schnitter mit einer Ceres, die sich mit Ähren und Kornblumen geschmückt hatte. Darauf folgte, inmitten einer Schar von Soldaten, der Kriegsgott, der auf Schilden getragen wurde, und auf dessen Helm der gallische Hahn die Flügel ausbreitete, und diesem folgte Neptun mit dem Dreizack auf einem Lager von Korallen und Algen. Weiterhin kam die Arbeit mit ihren Söhnen, kenntlich an Hämmern und anderm

Werkzeug, die Liebe mit Jünglingen und Jungfrauen in antiker Gewandung und zuletzt zwei Chöre von Putten, die teils emblematische wilde Tiere in Blumenfesseln führten, teils Schwerter in Myrtenzweigen trugen, die wohl an das des Harmodios und Aristogeiton erinnern sollten. Alles war allerliebste geordnet, hübsch erdacht, geschmackvoll, malerisch, feierlich, besonders als nach Beendigung des Zuges die Bühne, bis dahin von flammenden Feuern erleuchtet, sich verdunkelte, ein Trauermarsch ertönte und eine blondgelockte weibliche Gestalt in dunkeln Gewändern und mit Ketten an Händen und Füßen vor den Altar trat. Es war Frankreich. Das Orchester blies und sang ein rührendes Gebet. Man unterschied die Worte: Apparais, Deesse! Apparais! O terrible, o triomphante, o fière, o République, apparais! Und siehe da, das Gebet findet Erhörung, die Göttin läßt sich erbitten. Der dreifarbige Schleier verschwindet von dem Altar mit der verhüllten Gestalt, und mit dem Ausrufe: O peuple, me voici, du haut de l'Empyrée! steigt sie von ihrem Fußgestelle herab und steht der Trauernden, die ihren Mantel abwirft, bei, sich von der Kette zu befreien, womit das Melodrama allerseits befriedigend sein Ende erreicht. Gewaltiger Beifallssturm von den Bänken der zwanzigtausend Zuschauer, tiefe Rührung, mächtige Erhebung auf allen Gesichtern. „Sublim!“ sagt einer zum andern. „Nicht übel!“ meinen wir zu der Beschreibung. „Zwar ein wenig zu viel Allegorie, etwas mehr Phrase und Pose als billig, aber im ganzen gar nicht übel gemacht und echt französisch wie die ganze Ausstellung ringsum.“ Auch klang der Feuerlärm, der sich erhob, als bald nach den ersten Tönen der Triumphhode eine Gasflamme ein Stück der Dekoration ergriff, fast wie die Stimme eines Omens, wie die Warnung vor zu großer Sicherheit, wie Hindeutung auf nahe Gefahr, die der gefeierten Republik droht — der Republik außerhalb der Theaterwelt. Doch das beiseite. Das aufgeführte Stück war echt französisch, ganz im Geiste unsrer Nachbarn jenseits der Vogesen, und insofern eine gut berechnete, der Republik bis auf weiteres nützliche Veranstaltung. Die Franzosen lieben den Schein und glauben an ihn, und so ist es politisch, sie gelegentlich damit zu versorgen. Dies ist hier wieder einmal durch die Freunde der Republik geschehen, indem sie eine Apotheose derselben durch lebende Bilder, Professionen, symbolische Enthüllungen und Gruppen, schwellenden Chorgesang und Orchesterdonner ins Werk setzten. Wir erblicken darin eine Erinnerung an das frühere Verfahren der Republikaner Frankreichs und eine Rückkehr zu ihren Wegen und Mitteln, an die Republik glauben zu machen.

Als die Franzosen der ersten Revolution oder richtiger deren Leiter endgültig mit dem Königtum brachen, drückten sie ihre Begeisterung für das System einer Regierung durch Erwählte des Volkes oder richtiger Erwählte der zur Herrschaft gelangten Partei in richtiger Erkenntnis des Charakters der gallischen Nation durch Veranstaltung einer Reihe pomphafter Feste für die große Masse aus, in der die Republik sich selbst bespiegelte und das Volk durch

ihre Größe, Schönheit und Tugend berauschte. Es ist ein auf Vergesslichkeit sich gründender Irrtum, wenn man jene Zeiten als Tage ungemischten düstern Schreckens und Bangens betrachtet. Im Gegenteil, selbst als das Fallbeil schon recht fleißig Köpfe abschlug, fuhr das vergnügte Paris fort, Feste aller Art zu feiern, nur waren es jetzt Volksfeste. Es verlor nichts, als der Glanz des Hofes verschwand, sondern gewann vielmehr; denn die Pracht in den Tuileries und im Schlosse von Versailles zu sehen, war nur wenigen Bevorzugten vergönnt gewesen, und die Menge hatte kaum etwas von den Strahlen geschaut, die von Krone und Thron aus in die Säle und Höfe des Schlosses hineinleuchteten. Die Republik dagegen bewarb sich um die Gunst des großen Hausens, indem sie eifrig bemüht war, das Volk durch großartige Schauspiele unter freiem Himmel, erdacht und in Szene gesetzt von Leuten, die Sinn und Gabe für theatrale Wirkung besaßen, sich selbst vorzustellen und zum Bewußtsein seiner Größe und Macht zu bringen. Es sah da auf dem Marsfelde Altäre des Vaterlandes, der Freiheit, der Tugend, der Vernunft und anderer schöner Dinge, die natürlich nur in der Volksherrschaft verwirklicht waren, es sah große Prozessionen von Würdenträgern in phantastischen Gewändern, öffentliche Eidesleistungen von Beamten, die es zu seinen Zwecken angestellt hatte und beaufichtigte, Massen von uniformirten und bewaffneten Leuten und eindrucksvolle Zeremonien wie in einer ungeheuern Freimaurerloge, es hörte beredete Ansprachen, triumphirende Musik und schwamm in einem Schwall von Bruderliebe und allgemeiner Gleichheit, die keinen Unterschied der Stände und Rassen kannte und die ganze Menschheit umschloß. Und dabei müssen wir uns erinnern, daß dies in den Augen der Mehrheit des versammelten Volkes keineswegs ein leeres und bedeutungsloses Geyräng und Gerede war. Die Revolution wurde allmählich bei den meisten Franzosen der damaligen Zeit, wenigstens in den großen Städten, eine Art von Religion wie etwa der Islam mit seiner gewaltfamen Propaganda, ein allein seligmachendes, allenthalben beglückendes Etwas, ein Heiliges, Göttliches, das keine andern Götter neben sich duldete, weder im Lande, noch irgendwo sonst auf Erden. Man glaubte, als man seinen König abgesetzt und die Menschenrechte verkündet hatte, der Menschheit damit ein glorreiches Beispiel gegeben zu haben. Man träumte und hatte Gesichte von einem großen Bruderbunde, bestehend aus republikanisch geordneten Gemeinwesen in Deutschland, Italien, Spanien, England und selbst im fernen Rußland; denn das Selbstvertrauen und die Hoffnungen dieser Schwärmer flogen hoch und weit, und ihre Phantasie kannte keine Zügel. Es war eine Epoche der Verzüchtheit, die oft der Berrücktheit nahe war und die durch jene Feste nicht wenig genährt und gestärkt wurde. Nachdem die Republik mit solchen Feierlichkeiten dem Volke empfohlen und eingeweiht worden war, kam die Zeit der Siege über die Koalition gegen sie, wobei die wahre Ursache dieser Siege verkannt und alles der Kraft der revolutionären Ideen zugeschrieben und ge-

dankt wurde. So kam man aus der Exaltation nicht heraus, und Paris erhielt unaufhörlich neue Gelegenheit zu Illuminationen, Volksfesten, Triumphzügen und Lobliedern auf die Freiheit, mit der man es so herrlich weit gebracht hatte, Ergüssen glühender Beredsamkeit und allgemeinen gegenseitigen Beglückwünschungen. Inmitten dieser neuen Kundgebungen, die aller Welt sichtbar waren, ging die Erinnerung an den Glanz der ehemaligen Hofhaltung gänzlich verloren, der schöne Schein des monarchischen Staates, der ja nur eine Minderheit beglückt und gewonnen hatte, geriet in Vergessenheit, und die Republik personifizierte sich als hochragende Mittelfigur, um die sich der allgemeine Jubel, die Volksbegeisterung drehte.

Bis jetzt hatten die gewählten Regenten der dritten Republik diese Überlieferungen aus der ersten Revolution nicht wieder aufleben lassen. Thiers, der erste Präsident der neuen Epoche, war ein Kühler, klarer Kopf ohne viel Gefühl, ohne Sinn für den Schein und ohne Begeisterung für theatralische Festlichkeiten. Sein nächster Nachfolger Mac Mahon war ein Soldat, schlicht, nüchtern, verhältnismäßig bescheiden und mit seiner wohlbekannten Hinneigung zur Monarchie kaum geeignet, mit Glanz und Würde die Republik vor der öffentlichen Meinung zu vertreten. Grevy hatte noch weniger das Zeug dazu. Er brachte es fertig, die Führerschaft des Staates in ein Ding zu verwandeln, das sich wie die Stellung eines Prokuristen in einem großen Handelshause ausnahm. Ein ernster, pedantischer, lederner Herr mit stark ausgeprägtem Wohlgefallen an ruhigem Leben, für seine eigne Person wohl rechtschaffen, aber unglücklich durch einen selbstjüchtigen, ränkeliebenden Schwiegersohn, schien er in politischen Dingen keinen Willen zu haben, und noch viel weniger besaß er den Trieb zur Schaustellung seiner Würde und der Tugenden und Schönheiten der Republik, deren Haupt er war. Das Regieren überließ er seinen Ministern, die Verleihung von Dekorationen — in Frankreich von höherer Bedeutung als irgendwo anders — Herrn Wilson. Dieses System hätte nach Amerika gepaßt, vielleicht auch nach England oder Norwegen, in Frankreich mußte es notwendig ein schlimmes Ende damit nehmen. Die Anhänglichkeit an die Republik nahm mehr und mehr ab und war im Erlöschen, weil ihr Vorstand sich fortwährend im Hintergrunde hielt und gar nichts that, sie der Masse vor die Augen zu führen, weil er sich begnügte, aller sechs oder acht Monate sein Vegetiren dadurch zu unterbrechen, daß er das bisherige Bestock mittelmäßiger oder unfähiger Minister auf Verlangen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in die Kumpelkammer legte und mit einem neuen, aber nicht bessern ersetzte. Es war ein schläfriges, schales, farbloses, langweiliges Regiment, unter dem es nichts für das Auge, nichts sich zu erheben und zu erhitzen gab. Damit aber war für Boulangers Strebamkeit und Talent die Gelegenheit gekommen, sich sehen zu lassen, und hätte er sie nicht ergriffen, so hätte sie sicher ein ähnlicher Gaukler und Schwindler benutzt. Die Franzosen wollten

theatralisches Leben in ihrer Republik, Darstellung der sie erfüllenden und bewegenden Bestrebungen, Wünsche und Pläne, bühnengerechten Lärm und Szenenwechsel, und siehe da, der „brave General“ lieferte ihnen das alles in Fülle und verhiess ihnen mehr davon und Besseres für die Zukunft. Hoch im Sattel auf schwarzem Streitrosse, ausposaunt von einem Konfortium politischer Gauner und Többer, die sich auf den Kummel verstanden, schauspielerte er den Parisern und dem, was in Frankreich wie sie empfand, bezehrte und liebte, in seiner Person die „wahre Republik,“ die Rache an Deutschland und jenes ewige Verlangen nach Wechsel vor, das sich aller achtzehen oder zwanzig Jahre mit peinlichster Regelmässigkeit bei ihnen äussert. Jetzt beginnt mans im Lager der Gegner ihm nachzuthun. Sie haben sich etwas von seiner Taktik angeeignet. Der fragwürdige Gedanke, ihn vor den Senat als Gerichtshof zu stellen, würde in einem andern Lande wahrscheinlich mit einem Fehlschlage geendet, wenigstens der Regierung in der öffentlichen Meinung geschadet haben. In Frankreich wird er bewundert, weil er mit der Beurteilung des Angeschuldigten gelungen ist. Das Beste aber, was der gegenwärtigen französischen Regierung und ihren leitenden Geistern begegnen konnte, ist das fortwährende und sich steigende Gelingen und Gedeihen der Ausstellung, des grossartigen Schauspiels, mit dem sie das hundertjährige Jubelfest der Revolution von 1789 feierten. Die freilich vielfach recht erkünstelte und auf bloßen Schein hinauslaufende Glorie derselben, die durch die gleichgiltige Haltung der monarchischen Staaten gegen die Gedenkfeier nur gewinnen konnte, bestrahlt auch den Präsidenten Carnot und seine Minister und bildet um sie einen Goldgrund, wenn auch nur in französischen Augen. Vom Eiffelturme kräht der gallische Hahn mit geschwellenem Kamm und gehobenen Flügeln voll Selbstgefühl in die Lande hinaus. Sitzt er hier doch höher, als die Pyramiden und der Kölner Dom reichen, und weiss doch das eitle Vieh nicht, daß der Erbauer des Dings damit nur eine unschöne Monstrosität in die Welt gesetzt hat. Die Republik hat den Franzosen aber mit der Ausstellung und ihren zweifelhaften Wundern Besseres und Gemeinverständlicheres geboten. Sie hat den Parisern nicht bloß ein stattliches Schauspiel vorgeführt und ihnen gezeigt, was Frankreich an großen Dingen vermag und leistet, sondern ihnen auch reichlich die Taschen gefüllt. Die Ausstellung war ausgedehnter, geschmackvoller angeordnet, prächtiger in den sie begleitenden Festlichkeiten als alle frühern, sie war aber auch gewinnbringender als sie alle. Die großen Gilden der Ladeninhaber und Gastwirte, reich geworden durch die Beute, die sie den zuströmenden Fremden abnahmen, preisen für diesen goldnen Segen dankerfüllten Herzens die Republik als Spenderin und wünschen ihr langes Leben und fröhliches Gedeihen. Als Napoleon III. die Ausstellung von 1867 eröffnete, war er auf dem Gipfel seiner Erfolge und seines Ansehens. Das Jahr zuvor hatte er Venetien von Osterreich erhalten,

es an Italien verschenkt und dafür ein gutes Stück von dessen Gebiet bekommen. In Wien und Berlin bemühte man sich um seine Freundschaft, in Petersburg war das nicht minder der Fall. Kaiser und Könige besuchten mit ihrem Gefolge die Ausstellung, ihre Unterthanen erschienen in Menge, und alle ließen ein schönes Stück Geld zurück. Aber die Republik hat das weit überboten, und wenn demnächst nach Schluß des großen Theaters Kasse gemacht wird, werden wir ohne Zweifel erfahren, daß die Zahl der Besucher des Napoleonischen Schauspiels von der des Carnotschen mindestens um das vierfache übertroffen worden ist, während die jetzigen Einnahmen der Pariser sehr wahrscheinlich eine sechs- mal so hohe Summe betragen werden als die, die ihnen der Besuch von 1867 einbrachte. Auch die Provinzen Frankreichs trugen erheblich dazu bei. In der That ist kein merkwürdigerer Beweis für den gewaltigen Reichtum dieses Landes zu finden, als der Strom von Leuten aus der Provinz, der sich bei Gelegenheit der Ausstellung in die Hauptstadt ergoß und Gasthöfen, Kaffeehäusern, Schenken, Theatern und sonstigen Vergnügungsorten und Sehenswürdigkeiten wie ein moderner Paktolus Massen von Gold zuschwemmte. Es war, als ob Deutschland niemals über die Ebenen des Landes hingefegt wäre und ihm fünf Milliarden Kriegssteuern abgenommen hätte, und als ob es keinerlei Nachwehen der großen Niederlage gäbe.

Die Moral der teils auf politischem, teils auf gesellschaftlichem Gebiete des heutigen Frankreichs sich vollziehenden Ereignisse und Prozesse liegt auf der Hand. Wenn die Republik am Leben bleiben will, so muß sie sich entschließen, mehr zu thun, als sich ans Pult zu setzen und die Angelegenheiten des Landes nüchtern und prosaisch zu besorgen, sie muß dem Geiste des Volkes entsprechend auch etwas für seine Schaulust thun, ihm ihr Wesen und ihren Wert zeigen, nicht allein durch Maßregeln und thatsächliche Leistungen, sondern auch durch Schaustellungen, die rascher auf die Wähler wirken als jene, die immer erst allmählich begriffen und geschätzt werden. Sie muß das Wohlgefallen der Franzosen an Theatralischem, Pomphaftem, Hochtrabendem berücksichtigen und sich mehr als bisher an das Gefühl, an die Einbildungskraft und die nationale Eitelkeit wenden. Selbst eine sehr sanft und bescheiden auftretende Monarchie bringt es nicht dazu, die Franzosen anzuziehen und sich geneigt zu machen. Ludwig Philipp war in seiner Weise — abgesehen davon, daß er die Politik zu Geschäften an der Amsterdamer Börse benutzte, die seiner Privatkasse zu Gute kamen — ein recht achtbarer König, der in Deutschland oder England bis an sein seliges Ende auf seinem Throne verblieben sein würde. Er beging aber den Mißgriff, zu wenig Schauspieler zu sein und den Prunk und Glanz seines Hofes möglichst einzuschränken. Der Mann mit dem Birnengesicht, der mit dem Regenschirm unterm Arme wie gewöhnliche Sterbliche über die Boulevards wandelte, wurde den Pariser erst langweilig, dann zum Gespött. Sie wollten einen König sehen und sahen nur einen Philister. Seine Bescheiden-

heit erschien lächerlich, seine Leutfeligkeit wurde nicht als Herablassung empfunden; denn er hatte sich ja selbst klein gemacht wie die andern, und so lebte er gering geachtet, so folgte ihm, als er fiel, kein Bedauern in die Verbannung. Ähnlich erging es später Grevy, seinem republikanischen Abbild und Seitenstück. Der dritte Napoleon, der seine Nation besser kannte, hielt einen glänzenden Hof, erschien immer als Kaiser und brachte viel Geld unter die Leute, und so kam es, daß er wenigstens eine starke Partei gewann, die selbst nach Sedan wieder auflebte und wahrscheinlich seinen Sohn zuletzt auf den Thron gesetzt hätte, wenn dieser nicht vor der Zeit vom Tode ereilt worden wäre. In diesem Augenblick sieht sich die Republik von einer bedenklichen Schar von Feinden, Royalisten, Imperialisten, Boulangisten und Sozialisten bedroht. Dagegen würde eine nüchterne, nur auf Sachliches bedachte, ruhig und in Verborgenheit waltende Regierung, von der wenig zu sehen und zu reden wäre, nur geringe Aussicht haben, das Feld zu behalten, und hätte es dieses Jahr keine Ausstellung gegeben, keinen Zuzug aus der Provinz und kein Bankett der tausend und abertausend Maires, die als eben so viele Lobredner und Apostel der so viel vermögenden Republik von dem patriotischen Schmauß und Schauspiel in die kleinstädtische oder dörfliche Heimat zurückkehrten, so würden die Kohorten der Mißvergünstigten außerordentlich gewachsen sein und aller Wahrscheinlichkeit nach am 22. einen entscheidenden Wahlsieg davongetragen haben. Auch jetzt noch ist ein solcher möglich. Gewinnt aber die Republik, so werden es ihre Anhänger zum guten Teile der Politik zu danken haben, die von der Revolution des vorigen Jahrhunderts und dem Kaisertum lernte und den Parisern durch Veranstaltung der großen Ausstellungs-Comödie mit ihren Festlichkeiten, Schauspielen, Aufzügen und Vergnügungen aller Art, sowie durch Heranleitung eines Goldstromes aus der Fremde und der Provinz die Republik als eine ebenso prächtige wie wohlthätige Einrichtung empfinden ließ. Diese Politik ist allerdings nicht sehr moralisch, aber welche erfolgreiche Politik wäre das jemals gewesen?

